

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 7

Altena, den 26. Februar

1929



Schule und Haus in ihrer Wechselwirkung

Von L. Mahlig.

Nur wenige Wochen noch, und die Zeit der Neu-Eingehungen ist da. Für manches Elternpaar oder zumindest für manche Mutter bedeutet dieser Zeitabschnitt eine kleine Umwälzung in ihrem Hauswesen, sofern es sich wenigstens um das erste schulpflichtige Kind handelt. Mit dem regelmäßigen Frühaufstehen wird bisweilen die Tagesordnung verschoben, ebenso mit dem Mittagsschlaf. In einzelnen Fällen wird es sogar nötig sein, den kleinen ABC-Schützen täglich zur Schule zu bringen und abzuholen. Das sind schließlich Neuheiten, die sich unweigerlich regeln lassen. Anders ist es, wenn nun der Held, um den sich jetzt gewissermaßen alles dreht, auch einer Hilfe bedarf. Auf sich bei den häuslichen Arbeiten bedarf. Da wird die Mutter manche Stunde, die sie bis dahin für häusliche Arbeiten nötig hatte, sich jetzt noch absparen müssen, um ihrem Liebling über die „Schwere der Zeit“ hinwegzuhelfen.

Wir sehen an diesen wenigen Beispielen, daß die Schule keineswegs ohne Einfluß auf das Haus bleibt, und nur diejenigen, die keine schulpflichtigen Kinder haben, werden in der Betrachtung der bestehenden Tatsachen jenseitig stehenden Wechsel keine oder eine geringere Bedeutung beimessen, als ihm in Wahrheit zukommt.

Umgekehrt bleibt das Haus nicht ohne Einwirkung auf die Schule und da diese Tatsache in weitaus höherem Maße Bedeutung erfordert, als ihr gemeinhin zukommt, so sei sie hier einmal beleuchtet.

Abgesehen von dem ersten Schuljahr, das nach nicht allzuviel Anforderungen an den Schüler stellt, beginnt mit dem zweiten unbedeutend mehr oder weniger eine Zeit, in der wir der Schule wie auch dem Schüler mehr Rechte einzuräumen verpflichtet sind, das soll heißen mit jedem weiteren Schuljahr muß in höherem Grade Sorge getragen werden, daß das Haus kein Hemmnis darstellt in allem, was unter dem Begriff Schule zusammengefaßt wird. Aber hier wird, wenn auch nicht unbewußt, so doch unendlich oft gefündigt; und wenn auch zugegeben sei, daß in vielen Familien durch die wirtschaftliche Notlage, um nicht zu sagen, die eigentliche Selbstverständlichkeit der Rücksichtnahme vom Haus auf die Schule zur Unmöglichkeit wird, so bleiben doch immer noch die Tausende, die nur aus Unkenntnis oder Bequemlichkeit sich dieser Rücksichtnahme entziehen.

Hier einige Beispiele: Ein sonst begabter Schüler mag nicht die Fortschritte, die er nach Ansicht des Lehrers machen sollte. Seine Begabung verpflichtet ihn eigentlich zu besseren Leistungen. Woran mag es liegen? — Der Lehrer beobachtet den Knaben natürlich nur in der Schule, er hat keine Ahnung von seinem Zuhause. Wie es da aussieht, — was geht es ihn schließlich an? Wer fragt dann, ob etwa mütterliche Familienverhältnisse, dauernde geldliche Sorgen der Eltern oder ewige eheleiche Reibereien zwischen diesen, oder was es sonst schließlich sei, ob all das nicht genaugen Urfache ist, das Seelenleben des arbeitenden, strebsamen Schülers zu gefährden? Wer nimmt überhaupt darauf, daß solche Vorkommnisse das ihm irgendwie den Lernenden oozufließen können? — Der Vater beispielsweise mag sehr gut aus eigener Erfahrung, wie ihn all das im Dienst nicht losläßt, wie es ihn oedriickt, ihn hemmt, und er hat in diesem Dienst doch nur sich immer Wiederholendes zu schaffen; der Schüler leistet in gewisser Beziehung mehr, er traut dauernd dazu, sein Körper ist gleichfalls in der Entwicklung begriffen. Die Entwicklungs- jahre, an sich eine Reife, die der Organismus

Widmung an meine Mutter

Den Dank an meine Kindheit abzutragen, Schuf ich Gestalten aus den alten Sagen, Die mir das junge Herz mit Lust gefüllt; Wohl dem, der nie im Innersten sich wandelt Und seine reine Schönheit nie verhandelt Um Judaslohn an eine schnöde Welt!

Wie stieg das Blut einst in des Knaben Wangen Wie hat er voll Entzücken nachgehungen Dem holden Schein, zur Wirklichkeit gediehen! Mein Jugendtraum, auf ewig fest gehalten, In fremden Herzen insgeheim zu wachen, Sei dir des Märchens Zauberkraft verlieh'n!

Wohl wandelte ich vielverfuchene Wege, Es gibt nur einen Weg zum Berg der Gnade Er führt durch der Erkenntnis Rosentor: Die Welt ist Freude, wenn man sie verachtet, Die Welt ist Leiden, wenn man nach ihr trachtet Und klug ist, wer die erste sich erkor.

Wie viele müssen ihren Tag durchdahren, Weil sie mit ihrer Kindheit selber starben, Nun sind die Schwestern ohne Fleisch und Blut; Wir wollen mutig vor die Schönheit treten, Wir leben noch und können herzlich beten: Gib Deine Kindheit uns als ewiges Gut!

Erich Janke.

zu überleben hat, treten hinzu; kurz all das muß anders gemettet werden als beim Erwachsenen. Ein anderes Bild: Der Schüler wird verzerrt, in seiner Fertigkeit irgend wie mitgeholfen am Vorterrwerb. Oder — er ist durch die Enge der häuslichen Wohnräume gehindert, eine Stunde lang ungestört seine Arbeiten zu erledigen. Es gibt da so viele Dinge, die geeignet sind, das Vorterrwerb und das Vorterrwerb eines Schülers zu hemmen, wenn nicht unmöglich zu machen. Aber — wer denkt daran? Haben nicht die Eltern genug mit ihren eigenen Sorgen zu tun? Ist es immer einer Mutter möglich, des morgens selbst das Frühstück zu besorgen, anstatt ihren Jungen, der doch zur Schule muß, schnell nach vor diesen Gang zu schicken? Wenn der dann wegen Vorkommens vom Lehrer getadelt wird und bei öfteren Malen in den Rast des schlechten, unpunktlichen Schülers kommt — wer macht sich Gedanken darüber? Wir lagten es geht nicht immer, alles das dem Schüler erzuhalten, was ihn in seiner Tätigkeit zurückbringen könnte; unendlich oft ist man aber dazu imstande und ist verpflichtet, es zu tun. Es würde manche Schullehrer den Eltern zurückgeben, wenn sie ihre Pflicht ihrem schulpflichtigen Kinde gegenüber nicht übersehen.

Biel mehr als die Schule das Haus beeinflusst das Haus die Schule und die Schüler. Seien wir dessen immer eingedenk, um unferen Kindern ihren „Verfall“ nicht unnütz zu erschweren und auf diese Weise uns selbst eine neue Sorge aufzuladen, die gut zu umgehen wäre.

Peinliche zehn Minuten

Was ist bei dem „ersten Besuch“ zu beachten? — Wie kann man die formelle Etikette der Antrittsvisite mildern?

Jeder kennt ihn, jeder fürchtet ihn und jeder scheut ihn möglichst auf die lange Bank: den Antrittsbesuch, der die schönen Sonntagsmorgens mitte gerreift und manchem schon wochen-

lang vorher wie ein störendes Etwas auf der Seele liegt.

Wann und warum macht man überhaupt diesen ersten Besuch? Er hat den Zweck, bei Änderung des Wohnortes in die Gesellschaft der neuen Stadt heimzukommen, wozu man deren Mitglieder möglichst ausnahmslos aufsuchen muß, um sich vorzustellen. In Beamtenkreisen, in der Kaufmannschaft, in der Industrie hatten die Untergebenen, die leitenden Angestellten ihren Vorgesetzten oder Chefs einen Höflichkeitsschick ab, der nichts mit dem Dienst oder der geschäftlichen Tätigkeit zu tun hat, sondern der Anknüpfung rein menschlicher Beziehungen dient.

Der Herr zieht für Antrittsbesuche den sonst außer Kurs gekommenen Cutaway (möglichst mit dunkel gestreiften Beinkleibern) an; zweckmäßig wird ein schwarzer Mantel oder Gehpelz getragen, damit man auf der Straße nicht so unangelegen wirkt. Wenn auch in einigen Großstädten zum Teil schon der feste schwarze Hut (die Melone) oder gar der dunkle Strohhut ausreicht, so halten doch viele Anhänger der gesellschaftlichen Kreise am Zylinderhut für diesen Zweck fest. Der Schlipf muß von schwarz-weißer Färbung zum steifen Schenkelbogen oder Stebumgehangen sein. Die Dame macht früher Besuch ausschließlich in einem dunklen Kostüm; heute wird der Mantel als Ersatz anerkannt, unter dem ein vornehmes, ruhiges Kleid (kein Tanzkleid) getragen werden muß.

Im unklaren find sich heute noch viele Familien über die Zahl der abzugebenden Karten. Grundsätzlich kommt auf jedes zu besuchende erwachsene Familienmitglied eine Karte, also muß z. B. der Junggeselle bei einem Ehepaar mit zwei erwachsenen Töchtern vier Karten abgeben. Ein Ehepaar allerdings muß in der Zahl der Karten anders verfahren. Die besuchende Dame gibt nur erwachsenen Damen und dem Hausherrn eine Karte ab, wie folgendes Beispiel erläutern möge: Herr und Frau Meier besuchen Familie Schulte, die zwei erwachsene Söhne und eine erwachsene Tochter hat. Dann muß Herr Meier fünf Karten für sich und drei Karten für seine Frau abgeben, die den Söhnen keinen Besuch abstellen kann, sondern nur das Ehepaar Schulte und die erwachsene Tochter besucht.

Es ist nicht selten vorgekommen, daß ein einzelner Herr seinem Vorgesetzten oder Arbeitgeber den schuldigen Besuch abstattete, aber vergaß, auch für die Gemahlin seine Karte abzugeben. Er wurde dann von dem Hausherrn lebenswütig empfangen, bekam aber die Dame des Hauses nicht zu sehen und erhielt später auch keine Entschuldigung. Zu spät entdeckte er seinen Fehler, daß er mit der Abgabe nur einer Karte die Hausfrau übersehen hatte. Es ist in solchen Fällen immer sehr schwer, den Irrtum wieder gutzumachen, und geht nie ohne kleine Klammere ab. Deshalb achte man hierauf und orientiere sich rechtzeitig über die Familie, die man besuchen will.

Der Besuch gilt als erledigt, wenn man die Karten abgegeben hat; man braucht nicht empfangen zu werden, und man braucht auch bei verschlossener Tür den Besuch nicht zu wiederholen, sondern muß nur seine Karten in richtiger Zahl in den Kasten werfen.

Wird man nun ankommen, so legt der Herr seinen Mantel und den Stod ab, behält aber Hut und Handschuhe bei sich, während die Dame nur den Schirm und evtl. die Ueberbrücke und selbstverständlich auch mit dem Hut in das Zimmer geht. Dort wartet man stehend, bis das Ehepaar des Hauses erscheint, stellt sich unter hoher Namensnennung — Titel und Beruf ergeben die Besuchskarten — vor, und steht ihm es an beiden Parteien, schnell über die erste Minute der Gemeinsamkeit hinwegzukommen. Man knüpft an irgendeine belanale

Aus dem Engen und Weiten

Der hundertjährige Blaustumpf.

Kräulein Wilhelmina Robinson aus Sibben, Boston Vines, erklärte kürzlich an ihrem hundertsten Geburtstag einer Journalistin, auf welche einfache Weise es ihr gelungen sei, dieses stattliche Alter zu erreichen. „Ich verablichere alle Männer“, meinte sie ernsthaft, „und verdanke nach meiner festen Ueberzeugung mein langes und glückliches Leben nur dem Umstande, daß ich mich bisher weder verliebt noch verlobt noch verheiratet habe. Denn mir ist schuld an allen Leiden und Sorgen der Frau? — Der Mann! Wer knickt die Herzen vieler Frauen oder erniedrigt sie? — Der Mann! Wer drängt erst jedes hübsche Mädchen zur Liebe und läßt es dann sitzen, zur Ehezeit und vernachlässigt es dann in sträflicher Weise? — Der Mann! Aber die vermännlichen Frauen verdienen es heute gar nicht besser. Um mich hat nie ein Mann getreut, weil ich in keinem Hoffnungen erweckte. Ich habe nie einen Mann leiden können. So lange ich lebe, werde ich keinen Mann in meinem Heim empfangen, und dieses stolze Verweilen genügt, um mich in einer Zeit, da die Frauen sich immer mehr zu vermännlichen trachten, frisch und gesund zu erhalten.“ Am meisten es die armen Männer, wie „man“ ohne sie steinalt wird...

Die Landfrau und der Zwoftep.

Im „B. T.“ erzählt jemand folgende tiefinnige Geschichte: Auf einem Fall lernte ich die berühmte Tänzerin kennen. Und wie es sich gehört, sobald wir Journalisten einer berühmten Persönlichkeit begegnen, habe ich die junge Dame interviewt. „Bitte“, fragte ich unumwunden, „welches war Ihr komischstes Erlebnis?“ Die berühmte Dame dachte anstrengend nach. Dann lachte sie hell auf, weil ihr eine ganz komische Geschichte eingefallen war. Sie wollte unweigerlich zur Erholung in einen mitteldeutschen Kurort fahren und mußte, da Winterortskur noch nicht verkehrt, auf einem kleinen Bahnhof lange warten.

Eine Wartehalle gab es nicht. Also stielte sie auf dem Perron wie besessen hin und her, blieb manchmal stehen und übte Zwoftepschritte. Als sie zum dritten Male stehen blieb und Zwoftepschritte übte, trat eine Frau aus der unmittelbaren Nähe auf, aufstehe sie am Marmel und lachte mitteilend: „Ach, Sie wissen hier wohl nicht Bescheid? Dort ist Ihnen zeigen, wo die Retirade ist?“

Dies war das komischste Erlebnis der berühmten Tänzerin. Und was sagt der Zwoftep dazu?

Schutz vor der Grippe.

Aus einem Aufsatz des Dr. med. M. C. über Grippe, Kälte und Erkältung in der Nr. 21 des Taktum entnehmen wir folgenden Absatz, dessen Kenntnis in dieser Zeit allgemeinen Schnupfens uns für unsere Leser wertvoll erscheint. Dr. Conrad sagt sehr richtig: Die wichtigste Entlassungsurache der Grippe bildet die Uebertragung von Mensch zu Mensch; die Veränderung von Menschenansammlungen ist daher auch das hauptsächlichste Mittel zur Bekämpfung ihrer Ausbreitung. Durch Husten und Niesen gelangen vornehmlich, wie wir wissen, die Krankheitskeime bis zu einem Meter und noch weiter in die Luft; hier sinkt zwar ein Teil von ihnen ziemlich rasch zu Boden, wo sie kaum länger lebensfähig bleiben; ein anderer Teil aber hält sich einige Zeit hindurch schwebend im Luftraum und kann, von Gelenden und Empfänglichen eingeatmet, die Krankheit von neuem hervorrufen. Die Verhütung des Infektendentes beim Husten und Niesen, das Vermeiden des unmittelbaren Anschlusses der Mitmenschen sind daher wichtige Maßnahmen. Ebenso wichtig ist eine gewisse Einschränkung des Verkehrs, soweit dies möglich ist, das Vermeiden von großen Gesellschaften und Massenansammlungen, während der Aufenthalt in der freien Natur, wo die Luft von Grippekeimen frei ist, auch in dieser Hinsicht von Vorteil ist. Gingen darf man sich von Mundspülungen und Gurgelmässen, vom Tabakrauchen und Kognatrinken als Schutzmittel nicht allzu viel versprechen.“ In diesem Aufsatz wird weiter viel Nützliches berichtet, wie ja überhaupt das Taktum stets daran denkt, seinen Lesern das rechte Gemisch von Unterhaltung, Belehrung und praktischem Rat zu bringen.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: Dr. C. Sang, Altena.

Am am überflüssigen Tag schon wieder einen Brief Ellens in Händen zu halten. Oberlichkeit und dazu noch Dickschickheit — das war zu viel! Solch ein kalter Wasserzug konnte die Verwindung dieses „Korbes“ nur beschleunigen. Denn — so ganz verwunden war die Geschichte dem doch noch nicht für ihn mußte er sich ärgerlich gestehen. Was wollte denn diese lächerliche Lachtaube überhaupt noch von ihm?

„Oben wegen dieses halben Zentimeters, der mich heute brennt, möchte ich noch einmal mit Ihnen sprechen. Kann das nicht noch ausgeglichen werden? Vielleicht ist es bei mir bereits ausgeglichen“, las er mit gerunzelten Brauen.

Der mich heute brennt? Ja — wahrhaftig! Ich brannte er heute, bei dieser fibrillären Kälte, auch einmal wieder rasend. Und während blickte er in den Spiegel, daß ihn die Kälte seiner hübschen Nasenpitze nicht enttäuschte.

„Wie sieht es bei mir bereits ausgeglichen? — Auf einmal! Son Nasenpitze, so sich auf die Weise seiner ach so edel geschwungenen Nase nicht wenig einbilden mochte!“

Und weiter las er: „Ich muß Ihnen nämlich leider gestehen, daß ich mir vor einigen Tagen auf der Eisenbahn meine Nasenpitze erkoren habe — nur einen halben Zentimeter. Womit wir ja eigentlich quitt wären. Und — mein, das andere möchte ich Ihnen doch lieber mündlich fagen!“

Quitt — nun gut und schön — was bedurfte es da noch viel weiterer Worte! Wenn nicht der seitens seines abermaligen Abogebriefes schnell genug wäre der auf Papier hingefächelt...

Wäre... könnte... müßte... wenn Stolz hier zu befehlen hätte... Ist jenem aber das Oberkommando je gegeben gewesen? Der Rittermeister — und da war es ihm ganz einerlei, ob ein nebensächliches a. D. daran gehängt war — erhob sich. Ihm allein war hier in diesem Sonberauftrag des Höchsthochmandierenden des Lebens die Verantwortung anvertraut, um keinen halben Zentimeter mehr oder weniger. Der Feind hatte einen Parlamentarier mit der weißen Fahne eines Stiches Papier abgehandelt, er war zur bedingungslosen Kapitulation bereit. Wäre es nicht ein Wahnsinn, diese nicht anzunehmen?

Ei es selbst mit dem lächerlichen halben Zentimeter einer beiderseitig erkorenen Nasenpitze... Deutete man sich eben diese rote Fahne als Wimpel des Sieges!

Körperliches und seelisches Elend der indischen Frau

Nicht nur Aman Mahas Pand, sondern auch die Nachbarländer brauchen Reformen.

Wir stützen uns im Nachstehenden auf die Ausführungen der Schweizer Ärztin Coa Lombard, die sich durch einen aufsehenerregenden Vortrag in der Cassa (Gen) zu Gehör brachte.

Wir Westeuropäerinnen, die heute jedes menschliche, politische und gesellschaftliche Recht in Anspruch nehmen können, haben keine Ahnung davon, unter welchen Verhältnissen die indische Frau lebt. Hier und da erreicht uns eine Zeitungsnote, daß die indischen Völker Reformen durchführen, da sie ihren Frauen das Recht, ihren Verlobten vor der Hochzeit kennen lernen zu dürfen, das Recht auf Ehecheidung das Recht, außer Haus arbeiten zu dürfen, das Recht auf Bildung und eigene Bestimmung über ihr Leben gerne einräumen möchten. Aber derartige Reformen sind wohl und richtig, aber Aman Mahas Sturz ist auf seinen unabwendbaren Willen, den Frauen Mahas Sturz zu einem menschenwürdigen, dem zwanzigsten Jahrhundert nicht hochsprechenden Dasein zu verhelfen, zurückzuführen. Wohl begreifen gerade die letzten Nachrichten, daß man ihn zurückrief, daß man also auch in Afghanistan modernen Reformen nicht ganz abgeneigt ist und daß wohl auch dort glühende Anhänger für eine moderne Lebensweise vorhanden sein müssen. Aber die Mehrzahl der Männer, die Mehrzahl der Frauen selbst, um deren Schicksal es ja geht, sind derart in Traditionen verwebt und verhetzt, daß sie eine Veränderung der bestehenden Lage entweder gar nicht begreifen oder aber nicht auf sich nehmen wollen. In Indien lebt die Frau unter den gleichen sozialen und menschlichen Voraussetzungen, wie sie um das Jahr achtzehnhundert vor Christi, also vor fast 3000 Jahren, von dem Religionsreformer Manu verordnet wurden. Sie ist nur das Mittel zum Zweck; und der Zweck ist das Pokais besteht darin, Kinder in die Welt zu setzen. Die Frau ist der indischen Auffassung noch ein Wesen, das des Schutzes bedarf. Sie untersteht zuerst dem Schutz des Vaters, dann

dem ihres Mannes. Stirbt der Ehemann, so ist sie schutlos, was nicht sein darf. Daher wurden in Indien die Witwen gleichzeitig mit ihrem Ehemann verbrannt, und es geschieht heute sicherlich auch noch in den abgelegenen indischen Gegenden, wozu das Auge des englischen Gelehrten, das gerade in Bezug auf die Witwenverbrennung selbstverständlich sehr streng ist, nicht reist.

Der indische Vater verheiratet seine Tochter meist im Alter von fünf, sechs oder höchstens sieben Jahren. Das Kind darf dann noch zwei oder drei Jahre im elterlichen Hause bleiben. Mit zehn oder elf Jahren aber muß die Tochter bereits die Pflichten der Ehe auf sich nehmen. Ihr Hochzeitstag ist der einzige Anlaß in ihrem Leben, wo sie mit ihrem Mann gemeinsam eine Mahlzeit einnehmen darf. Als Ehefrau darf sie das nicht. Sie bereitet ihm zwar im Hause seiner Eltern — sie steht unter der Vorkaufsrecht der Schwiegermutter — das Mahl, sie selbst darf aber erst dann essen, wenn er fertig ist. Niemals darf sie das Wort an ihn richten, niemals anders als in der dritten Person zu ihm sprechen, auf der Straße muß sie in einem angemessenen Zustand: Güter ihn hergehen.

Die indische Frau ist ganz ungebildet. Von 350 Millionen Indern können nur 2 v. H. lesen und schreiben. Die indische Frau darf nur an bestimmten Tagen des Monats ausgehen, um den Göttern zu opfern. Vergnügungen, ja selbst das Einholen für den Haushalt ist ihr verboten, da das der Mann zu erledigen hat. Ihre eigentliche Bestimmung aber ist die Mutterpflicht. Bedenkt man, daß erst drei- bis vierjährige, schlecht genährte, portlich nie geübte, dem Leben ganz fern stehende Kinder unter hygienischen Umständen, die gleich näher bezeichnet werden sollen, eine Erstgeburt ausgeht, daß 3 v. H. aller neugeborenen Kinder sterben, daß 28 v. H. der indischen Frauen im Wochenbett zugrunde gehen, und daß ein großer Teil der Kinder, die über das Säuglingsalter hinwegkommen, vor Erreichung des dritten Lebensjahres sterben.

Dem Jender gilt die Wöchnerin nämlich als „unrein“. Die Entbindung der indischen Frau darf daher niemals im eigentlichen Wohnhause sondern in einem etwas zu diesem Zwecke angebauten kleinen staltähnlichen Verschlage, in dem keine Sonne und kein Licht dringen und in dem die aufgeschichtete indische Hitze von vielen Monaten eingeschlossen ist, erfolgen. Die ganze Einrichtung dieses Geburtshauses besteht aus einem Haufen Stroh oder Heu. Da kein Jender einer Wöchnerin vor Ablauf des zehnten Tages nahe... religiösen Andenken über die Fernreinigung sind unglaublich streng —, so kann der jungen Mutter das Essen nur durch die Dorfhebamme gereicht werden. Diese Dorfhebammen sind alle, meist vermittelte und daher mißachtete Frauen, die so arm sind, daß sie sich, um etwas zu verdienen, sogar „verunreinigen“. Die Schwiegermutter stellt das Essen vor die Tür des Geburtshauses, dort nimmt es die Hebamme in Empfang und bringt es der Wöchnerin. Kein trockener Rest darf, will er seinen Religionsvorschriften nicht widerstehen, eine Wöchnerin berühren. Daher „ordiniert“, wenn eine Komplikation eintritt, zunächst nur die Hebamme. Mit Fingern die niemals mit Seife in Verbindung kommen mit Gegenständen, die vor Schmutz starren, da man der unreinen Wöchnerin keine reine Wäsche reicht, behandelt sie die arme junge Mutter, die selbst noch ein Kind ist und die schweren Pflichten der Mutterschaft erfüllen soll.

Nach zehn Tagen kehren Mutter und Kind ins Geburtshaus zurück. Wurde ein Knabe geboren, so ist die Frau eines guten Empfanges sicher, war es ein Mädchen, so begegnen ihr vorwurfsvolle Mitle. Jeder für Jahr nur denkt die indische Frau einem Kinde das Leben. Es ist kein Wunder, daß sie in einem Alter, wo unsere Jungmädchengeneration erst richtig entwickelt ist, bereits erschöpft, verbraucht und krank sind.

Noch schlimmer als die körperliche ist aber die seelische Tragödie der indischen Frau. Der Mann darf, wenn sie ihm nicht mehr gefällt, zu anderen Frauen gehen, ohne daß sie das Recht hätte, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Diese seelischen Tragödien machen die indische Frau nervös, hysterisch und zu Zukunftslosigkeit neigend, während die muslimantische Frau Indiens, die überdies noch im Sarem lebt, zur Festigkeit neigt und völlig leblos und apathisch wirkt.

Wie sieht es sich in nicht zu ferne Zeit für unsere gesitteten Frauenberufe ein schönes und wertvolles Betätigungsfeld in Indien. Die Zeit, wo man auch dort Kinderpärchen, Kirschen, Hebammen, Lehrerinnen, Ärztinnen, Sportlehrerinnen, Apothekerinnen und ein bündigen wird, kann nicht allzu ferne sein.

Bessie, die Kanaille

Skizze von K. A. St. Jentkiewicz

Die „Liverpool“ dampfte über den Atlantik, fast unmerklich und spiegelglatt dehnte sich der Ozean glühend und gleichmäßig im orangefarbenen Licht der im Westen blutrot verfinsterten Sonne. Verträumt blickte Bessie durch das Bullauge ihrer Kabine hinaus auf die See, spielte grazios mit der brennenden Zigarette und sumimte einen jener Songs, die aus dem Lande kamen, das die „Liverpool“ unter Voll- dampf anfuhrte.

Bessie war blond, hatte braune Kinderaugen, die bisweilen ihren Charakter wechseln konnten und taubtief, dunkel und furchtbar ausleuchteten. Ihr ebenmäßiges Gesicht konnte man hübsch nennen, ähnlich, wie es uns von unzähligen Reklamen entgegen lächelt, die Schönheitsmittel anpreisen, und die schmale Figur verriet, daß die junge Dame dem Sport und der Bewegung, nicht aber Schamlosigkeit, bade jene blegame, unbedachte Straffheit verdankte, die ihrem Äußeren etwas Ragengleiches verlieh.

Als es an ihrer Kabinentür klopfte, fuhr sie mit einem Satz herum, stürzte die auf dem Tisch liegende braune Perücke über ihren Etonkopf und rief erst dann: „Herein!“ Es war der kleine französische Steward mit dem kecken Menjoubarthen.

„Mr. McLane bittet um die Ehre, mit Miss Denner zu sprechen.“ Bessie blickte betroffen auf die kleine Platinuhr an ihrem Handgelenk. Sie hatte die mit McLane verabredete Zeit verpasst, — ausgerechnet verträumt. „Wo finde ich Mr. McLane?“ Er ist auf dem oberen Promenadenweg, Miss Denner.“ Bessie fuhr rasch mit der großen Perücke über das Gesicht, zog die hübsch geschwungenen Lippen nach und stieg durch die langen, schmalen Gänge und Treppen hinauf zum Promenadenweg.

An der Reeling stand McLane; groß, hager, und ein wenig verdunkelt — wie alle Schotten. Und trotzdem mußte man sein Raubvogelgesicht schon finden, wenigstens in seiner Art. Die hohe, etwas zurückliegende Stirn, die hübsche Nase, der fest zusammengepreßte Mund und die innerliche Beherrschung seiner Züge verliehen ihm jenes Aussehen, das Frauen stets interessant finden.

„Oh, Miss Denner, ich freue mich, Sie zu sehen. Verzeihen Sie, daß ich den Steward schickte, aber...“ seine eckige Verbeugung sollte charakteristisch sein. Sie werden verstehen, daß ich jeden Augenblick, den Sie mir zubilligen, auch in Ihrer Nähe sein möchte.“ Bessie lächelte hell auf. Ihre Augen funkelten wie vor veralteter Lust. „Sie machen aus mir eine Persönlichkeit, Mr. McLane. Das habe ich nicht verdient.“ Seine harten, grauen Augen ruhten ärtlich auf ihr. „Sie kokettieren, versuchen, sich über mich lustig zu machen.“ „Ach, Sie wissen, daß ich das nicht liebe.“ Die Abfuhr, die ihm die kleine Käse erteilte, machte ihn betreten, aber dennoch mußte er sich einstellen, daß gerade dies es war, was ihn besonders reizte. Vorsichtig sah

er sich um. Niemand war außer ihnen auf dem Deck zu sehen.

Bessie starrte hinauf auf die See. Noch immer lag das Orangefarbene über dem Wasser, obwohl die Sonne längst verschwunden war. McLane trat dicht neben sie, beugte sich ein wenig herunter. „Ich liebe Sie, Miss Denner.“ Leise und schlicht sprach er die schicksalsschweren Worte. Bessie fuhr herum. Ihre Hand zuckte durch die Luft und — saß brennend auf der Wange McLanes.

Als wäre nichts geschehen, wartete sie sich wieder um und blickte in die Tiefe. McLane war verdutzt von der Schlagfertigkeit der kleinen. Teufel, dachte er innerlich, ich wende, so ist mir bisher noch keine gekommen. Aber dennoch begann er seine Wut, legte rasch den Arm um Bessie und drückte ihr einen Kuß auf den Mund. Seine langen, sehnigen Arme hielten sie fest. Eine Befreiung war nicht möglich und schließlich ließ sich das Mädchen die Küsse des interessanten Schotten gefallen.

McLane hatte seinen Triumph. Er kostete ihn wahrlich. Es war, als jemand die stählerne Treppe heraufklopfte, ließ er sie los. Der wirrt sich Bessie die Haare zurecht. Ihre Augen funkelten. „Sie sind kein Gentleman, McLane. Sie sollten wissen, daß man keine Dame derart rülpelhaft überfällt.“

Der Schotte mußte sich entschuldigen. „Lassen Sie Ihre fide Redefertigung. Sie sind ein unausgeglichener Kerl! Verstehen Sie? Unausgeglichener! Und dennoch...“ Sie lachte ihn schelmisch an. „Und dennoch will ich Ihnen etwas verraten.“ Erstaunt blickte er sich zu ihr herab. Bessie zeigte ihr weißes Versteck.

„Ich liebe Sie auch, McLane!“ Da riß er sie wieder in die Arme, unbekümmert um jenen Spaziergänger, der am anderen Ende des Decks auf und ab ging. Als Bessie ihm endlich entrann, hatte sie einen hochroten Kopf.

„Ich muß in meine Kabine hinunter. — laß mich.“ Rasch war sie ihm entflohen. Er konnte sie nicht mehr einholen. Erst am Abend sah er sie wieder. Es war der letzte vor der Landung, und man feierte ein herkömmliches Bordfest. Bessie trug ein hochgeschlossenes schwarzes Stilleid aus glänzender Seide. Sie sah verführerisch aus und alles blickte auf, als sie in den Speisesaal trat.

McLane ging ihr entgegen. „Können wir zusammen sitzen?“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe meinen Platz. Aber nachher...“ Fort war sie und McLane bemerkte in stiller Wut, daß der große, blonde Amerikaner, der neben ihr saß, ihr wacker den Hof machte. Nach dem Essen ging man in den Musiksaal hinüber. Eine junge Dame sang schwermütige Lieder mit mehr Gefühl als Talent. Bessie war an alle diese Gefühlsdinge gewöhnt. Sie schlich sich fort und setzte sich mit einer Zigarette in eine Ecke des großen Klublokal im Rauchsalon.

McLane schlenderte heran. Er hat den Gang

eines aufgeblasenen Truthuhns, dachte Bessie. „Nun, darf ich mich hierher setzen?“ Sie nickte. Er begann zu plaudern, ohne daß sie Interesse für sein Gespräch zeigte. Unversehens zufällig kam der blonde Amerikaner durch das Rauchzimmer. Bessie stand auf und folgte ihm.

„Ist alles in Ordnung?“ Der Amerikaner besah sie und schob ihr einen kleinen Schlüssel in die Hand. Gelassen kehrte Bessie wieder zu McLane zurück. Er hatte inzwischen ihren Platz eingenommen. Unbekümmert setzte sie sich neben ihn auf das Sofa. Im Musikzimmer gab ein humoristischer Passagier eine Probe eines Komödien. Alles lachte und war gefesselt. Niemand trat in den Rauchsalon.

McLane blickte sich um und küßte Bessie; aber sie war nicht zu solchen Späßen aufgeleitet. Sie ließ ihm davon, und McLane sah sie vor der Landung nicht mehr.

Am nächsten Morgen tauchte die Freiheitsstatue im Nebel auf. Die Quarantäne war posiert, Zoll- und Passbeamte kamen an Bord. Alles machte sich zum Aufbruch bereit. Unablässig suchte McLane nach Bessie. Er fand sie nicht. Ganz in der Nähe stand der blonde Amerikaner mit einer blonden Dame, anscheinend seiner Frau.

Die Passagiere der ersten Klasse dürfen von Bord! Alles drängte dem Steg zu, der auf den Kai führte. Auch McLane mußte mit dem Strom gehen. Als er den Boden betrat, legte sich ihm eine Hand schwer auf die Schulter.

„Mister Burton!“ Wie ein Schlag fuhr ihm der Name entgegen. Hinter McLane stand der Amerikaner. In seiner Hand glänzte das gelbe Messingstück der Kriminalbeamten. „Sie sind verhaftet wegen Zuzwangsüberfalls im Hause des Bankiers Cooper. Machen Sie keine Umstände. Ich bin der Inspektor O'Neill von der New Yorker Geheimpolizei.“

McLane war bleich geworden. Er preßte die Lippen zusammen, reichte dem Beamten die Hände, um die knöchernen Hände zu fassen. Neben dem Inspektor stand wieder die kleine, blonde Frau. Sie kam McLane bekannt vor. Jemand mußte er gesehen haben. Aber er konnte sich nicht erinnern.

Während das Auto der Polizei den Verbrecher ins Gefängnis schaffte, fuhr O'Neill mit seiner kleinen Frau nach Hause. „Nun wirst du Oberinspektor werden, James.“ Sie lachte glücklich. „Burton muß trotz aller Beschuldigung doch ein großer Trottel sein, wenn er sich von einer Frau so einmischen läßt. Daß er es nicht merkte, wie ich ihm den Koffer Schlüssel aus der Weste zog und ihn im Rauchzimmer wieder zurückbuglierte!“

„Du bist eine kleine Kanaille, Bessie, vor der man sich hüten muß. Sie haben übrigens die Küsse McLanes geschmeckt?“ „Verre, Herr Oberinspektor, verre, — aber was tut man nicht alles für seinen Mann!“ Inspektor O'Neill war es zufrieden.

Zur Berufsbildung der Frau

Der Bund der kleinen Mütter.

Von Walter Schumann.

Weder denn je bereitet das moderne Schulwesen durch angegliederten Fachunterricht die Kinder auf den zukünftigen Lebensberuf vor. Nütze der bisher erreichten Reformer sind jedoch lediglich die Knaben an den Volksschulen der Großstädte. Das für den Frauenberuf bestimmte Mädchen steht dahingegen noch abseits, obwohl die Notwendigkeit der weiblichen Berufsbildung durch die Schule schon seit Jahren lebhaft diskutiert wird. Dabei soll hier nicht einmal in besonderen an die Erwerbstätigkeit der Frau gedacht sein, denn der geldbringende Beruf spielt im Leben unserer Jungmädchenwelt in weniger von hundert Fällen ja doch noch eine vorübergehende Rolle. Der Schulkarriere gipfelt meistens im Hausfrauenberuf, im Beruf der Mutter, wozu das Mädchen von der Natur prädestiniert ist. Ihr Wirkungskreis liegt in der Häuslichkeit. Und dieser Beruf muß das größte Augenmerk entgegengebracht werden. Allen modernen Anforderungen auf dem Gebiet neuerzeitlicher Wirtschaftskunde, Hygiene und Kindererziehung gewachsen zu sein, muß jedem Mädchen als erstrebenswertes Ziel vorschweben. Das kann nicht laut genug gesagt werden. In der Verziehung muß jede Frau ein umfängliches Wissen mit in die Ehe bringen, sowohl

theoretisch wie praktisch. Im Elternhause kann das junge Mädchen diese moderne Ausbildung jedoch nur in den allerbesten Fällen erfahren. Ferner verbietet nur allzuoft die prekäre Wirtschaftslage den Besuch der einschlägigen Fachschulen. Das Mädchen muß an Stelle dessen in das Büro, Kaufhaus oder die Fabrik, um sich seine Aussteuer selbst zu verdienen. Wo aber das Geld für eine entsprechende Fachschulbildung vorhanden ist, da mangelt es nicht selten an der notwendigen elterlichen Einsicht. Es ist daher unbedingt notwendig, daß bereits in der Volksschule die Mädchen auf ihren ureigensten Frauenberuf, als Hausfrau und Mutter, vorbereitet werden.

Mit gutem Beispiel gehen in dieser Beziehung die amerikanischen Volksschulen voran. Sie gründeten den „Bund der kleinen Mütter“, eine Vereinigung von Schulkinderinnen im Alter von 8 bis 12 Jahren. Dieser Bund umfasst in New York allein über 32 000 Mitglieder. Der Zweck der Gründung besteht darin, Belehrung über Sänglingspflege in die Familien der unteren Volksschichten zu tragen. Man hat herausgefunden, daß die kleinen Schulkinder der Belehrung über rationelle Säuglingspflege oftmals zugänglich sind als ihre Mütter, und da sie in den Arbeiterkreisen meist die Aufsicht über ihre jüngeren Geschwister führen müssen, sind sie als „Mittelsperson“ der Hygiene besonders wichtig. Die Unterweisung kann nicht laut genug gesagt werden. In der Verziehung muß jede Frau ein umfängliches Wissen mit in die Ehe bringen, sowohl

fahren, die dem Säugling durch falsche Ernährung und mangelhafte Sauberkeit drohen, erläutert das Gejagte durch bunte Abbildungen und beprägt die Abwehrmaßnahmen. Die für-jorgelehrter erteilt die praktische Unterweisung im Baden, Waschen, Putzen, Anlegen der Windel, Feststellung des Gewichtes des Säuglings. Besonders aber wird die Behandlung der Milch, die Reinigung der Flaschen und Saugpropfen gelehrt. Die Kinder üben das so Gelernte in ihren Familien, sie bringen auch oft die Mütter zu dieser Belehrung mit. Um die kleinen Mädchen zur Teilnahme an diesen freiwilligen Belehrungen zu gewinnen, gibt die Unterrichtsbehörde jeder Schülerin, die sechs Unterrichtsstunden über Säuglingspflege beigegeben hat, ein Mitgliedsdiplom und ein Abzeichen in Form einer Brosche aus weißem Metall, durch die sie gleichzeitig amtlich legitimiert wird. Die Schülerinnen wählen eine Kameradin als Präsidentin, die das Abzeichen in Gold erhält. Die kleinen Mütter sind ermächtigt, gegen die Mißstände, die sie bei fremden Säuglingen sehen, einzuschreiten oder sie dem Gesundheitsamt zu melden. — Es ist schon lange an der Zeit, daß „Der Bund der kleinen Mütter“ auch in Deutschland ins Leben gerufen wird, und zwar nicht nur in den Großstädten, sondern auch auf dem Lande. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die Bestrebungen der modernen Schulreformer die eine rechte Frauenberufsvorbereitung durch die Volksschule propagieren, recht bald zu ihrem Recht kommen.

Der Unfall in der Küche

Dem Amtlichen Preussischen Pressedienst wird von dem Landesauschuß für hygienische Volksbelehrung geschrieben: Neben den gewöhnlichen und Verkehrsunfällen spielen die Unfälle im Haushalt eine nicht unbedeutende Rolle. Unter ihnen wiederum über die Unfälle in der Küche ein besonders wichtiges Kapitel. Gerade hier mangelt es an zweckdienlichen Vorrichtungen und Hinweisen. Deshalb ist es von großer Bedeutung, daß jeder Mann über die Möglichkeiten einer Verhütung und über die notwendigen Maßnahmen der ersten Hilfe bei Unfällen in der Küche Bescheid weiß.

Schnittwunden, Rißwunden und Splitterverletzungen sind wohl die häufigsten Küchenunfälle. Den Splitter suche man, am besten mit einer Pinzette, in der dem Eindringen entgegengesetzten Richtung herauszuziehen. Im übrigen gilt sowohl für die Splitterverletzungen wie für alle anderen Wunden als oberstes Gebot das der Sauberkeit und die Befolgung des Merkfolgs: „Nur kleine Wunden halt verbunden!“

Nebenbei häufig sind Verbrennungen und Verbrennungen. Bismarck trägt Recht und Unachtsamkeit hieran die Hauptschuld. Kommt es doch leider auch heutzutage immer noch vor, daß Spiritus oder Petroleum zum Anmachen in den Ofen gegossen wird und ein Zündschloß der Flamme schwere Verbrennungen zur Folge hat! Deshalb kann ein derartiges Verhalten nicht scharf genug gerügt werden. In gleicher Weise bildet die offene Benzinflasche in der Küche oft eine schwere Explosions- und Verbrennungsgefahr. Deshalb halte man Benzin möglichst überhaupt nicht in der Küche und verwende es zum Reinigen von Flecken oder sonstigen Gegenständen nur im kleinen Raum, am besten am offenen Balkon oder bei geöffnetem Fenster. Schließlich ist auch zu bedenken, daß schon durch das Entleeren von Seide oder Wolle in Benzin die Gefahr der Entzündung von Klebungs- oder Elektrifizierung und des Ueberfliegens eines so erzeugten Funkens besteht.

Schwerer zu vermeiden ist es, wenn Fett aus der Pfanne auf die Hand spritzt oder ein Topf mit heißem Wasser zur Erde fällt. Die danach entstehenden Verbrennungen behandelt man zweckmäßig in der Weise, daß man bei geringfügiger, nur eine Rötung der Haut erzeugenden Verbrennung etwas Fett oder ein in Del getränktes Tuch auflegt. Bei Verbrennung, die mit Blasenbildung einhergeht, lege man eine bereitgehaltene, sogenannte Brand-Blinde auf und öffne die entstehende Blase, wenn überhaupt, nur mit einer vorher in der Flamme sorgfältig ausgeglühten Nadel. In schwereren Fällen ist unbedingt ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Eine weitere Gefahr bildet die in der Küche aufbewahrte Flasche Salzsäure oder Salmiakgeist. Zunächst achte man darauf, wenn solche Flasche überhaupt in der Küche stehen muß, sie so hoch auf ein Brett oder Bordwand zu stellen, daß sie für Kinder nicht erreichbar ist. Unbedingt notwendig ist es, Flaschen mit Säure oder Lauge in sorgfältig

Das Kind

Aphorismen von Hanns Schmiedel

Das Kind ist der heilende Wundererscheinung unserer zerbrochenen Lebensideale.

Unter Engelsaglauben lebt insgeheim von der traumhaften Rückverwandlung in die paradiesische Natur unserer Kindheit.

Kinder wollen alles in der Welt werden; wir wären froh, Kinder werden zu können.

Das Kind macht uns zu Ahnen; unser Väterlein wird zu Betreuer, zu Opfer, zu Weisheit; es soll keine Minute falsch und umsonst leben.

Kinder lieben Kinder; in der echten Jugend gibt es keine soziale Frage, auch keinen Hungernden an Liebe und Glück.

Das Kind folgt dem Zauberstab der Empfindung überall hin; find mir besser dran, wenn wir der Geißel des Verstandes trönen?

Ueber die Einsicht des Kindesgebotes kommt kein Weiser hinaus, es sprengt Himmelstüren.

Das Kind ist ein Wunder, das man nicht erziehen kann, man muß es sein lassen.

Das Kind ist ein Wunder, das man nicht erziehen kann, man muß es sein lassen.

Das Kind ist ein Wunder, das man nicht erziehen kann, man muß es sein lassen.

Das Kind ist ein Wunder, das man nicht erziehen kann, man muß es sein lassen.

Das Kind ist ein Wunder, das man nicht erziehen kann, man muß es sein lassen.

Das Kind ist ein Wunder, das man nicht erziehen kann, man muß es sein lassen.

Das Kind ist ein Wunder, das man nicht erziehen kann, man muß es sein lassen.

Galanterie in der Ehe

Eine Scherzrede.

Fabelhaft überflüssige Scherz — denkt der Ehemann und angelt sich das beste Stück Fleisch von der Platte, ehe er sie der Gattin reicht — so was ist gut für die Brautzeit! Und er steigt froh und munter aus dem Auto und kummert sich nicht, wie seine Frau, die alle Pakete trägt, sich mit den arbeitsamen Deuten abfindet, die alle einsteigen, ehe sie heraus ist. Kommt sie endlich mit ihren ruckelnden Bäcken, so bekommt sie noch einen Anspitz: Wo bleibst du denn so lange? Es ist schrecklich mit dir!

Ihr, der Angeordneten, beim Abgeben der Gasse: behilflich sein! Ausgeschlafen? Passt es, Flaschen mit Säure oder Lauge in sorgfältig

marm nicht mehr den Garkehl vor allen Dingen! — Er sieht schon behäbig am Bierisch und bestellst, trinkt befriedigt den ersten Schluck, ehe sie sich und sagt: na endlich! als sie sich aufatmend neben ihm niederlegt. Wenn ihr irgendein Gegenstand entfällt, bündelt er sich — wenn er sich bündelt — stets zu. Sie bei Tisch oder im Kaffeegarten zu antworten, fällt ihm gar nicht ein. Er liebt Zeit. Oder er schaut nach den hübschen Buco-Köpfen und den allerliebsten Seidenbeinden an den Nachbartischen.

Bietet die Verkäuferin Rosen an, so winkt er großartig ab. Mumpst, wir kennen uns schon länger!

Ist die Gattin gern Schlagfahne, so trägt sie Schlagfahne. Natürlich — er ist ja kein Unmensch. Er gönnt ihr das Beste. Aber während sie ist, kann er sich nicht verkneifen, zu sagen: Du solltest vorsichtiger sein, du wirst immer dicker.

Jedes Fällchen um die Augenwinkel herum registriert er, kein grobes Haar entgeht ihm — oder fängt sie an zu tuschen, so „verschönern“, ist's auch wieder nicht recht. Aber wenn er in den Spiegel sieht — Kruglärchen noch einmal!

Spiegeln, Spiegeln am der Wand. Bin doch der schönste Kerl im Land! So denkt er. Und sieht nicht, daß sein Glänzchen immer spiegelblanker wird und seine schlanke Adonisgestalt dahin ist.

Die Frau ist nicht ungut, sie spricht nicht über seine schwindenden Reize. Sie lacht.

Zieht sie das helle, kurze Kleid an, meint er brummend: Ein bißchen jugendlich für dich, mein Kind! Tragt sie den dunklen, langen Mantel, heißt's: warum richtest du dich denn heute wie eine Watrone her?

Galant überlegt sich mit Gefällig — verliebt. Ein Nebenlang in ein und dieselbe Ehefrau verliebt zu sein, fällt manchem Mann (es gibt ja auch Ausnahmen) ein wenig schwer — aber wenn schon! — Gefällig ist ja auch eine ganz hübsche Ueberlegung, mein Herr! Gefällig könnten Sie schon sein!

Ihre Frau, auf die Sie sonst überaus nichts kommen lassen und die, wenn sie nicht da ist, Ihnen an allen Ecken fehlt, ist ja auch in diesem Sinne galant, sollte ich meinen!

Klara von Wedelstaedt.

Ein halber Zentimeter

Von A. Thurandt.

Ein Brief von Ellen? Nein — das konnte doch wohl kaum möglich sein! Nach dem „Korb“, den sie ihm, dem Rittmeister A. D., heute Generaldirektor der Auto A.G. Merkuria, vor reichlich einem halben Jahre gegeben hatte!

Eine Einladung zum Tee? Nein und abgemacht nein! Die Abgabe, wenn auch noch so höflich, auf diesen nie vergessenen „Korb“ hin sollte sich gemächlichen Vorficht. Was hatte sie ihm damals auf die schwerwiegende Frage, ob sie eine Frau werden wollte, geantwortet? „Nein! Ein Wort hängt lediglich von einem halben Zentimeter ab; aber eben dieser halbe Zentimeter! Nein, ich kann unmöglich auf einen Ball, ins Theater, auf Reisen mit einem Cotten gehen, der eine erzörnte Nasenspitze hat! Ich bedauere!“

Wieslang war ihm selbst nie ein Gedanke gekommen, daß er sich wegen seiner an sich wohlgeformten Nase zu bedauern gehabt hätte, die er sich im Kriege, in dem strengen mazedonischen Winter — ja, das war nicht wegzulagen — erworben hatte. Und wenn ihn ein bekannter einmal wegen dieser im Winter immer so schneibar burgunderhaft illuminierten Nase gepöbelte, so machte er es sich mit der Erwiderung sehr bequem, indem er einfach seinen feigen Freund „Kroftneefee“ aus fernem Berliner Kabarett-Lagen gitterte:

„So höret, was Kroftneefee spricht zu euren weisen Ohren:

Die Nase ist vom Saff so rot, die ist gar nicht erfroren!“

Für unter seiner Würde hatte er es damals gehalten, Ellen darauf hinzuweisen, daß eine in Dienste fürs Vaterland erfohrte Nase noch nicht so schlimm wie ein verdorrter Arm oder ein gerissenes Bein sei. Stumm hatte er sich verbeugt, im Willen, sich mit diesem „Korb“ abfinden zu müssen. „Auf Wiedersehen!“, hatte Ellen, diese oberflächliche Person, hinter ihm hergelacht. Und heute befaß sie die Unverfrorenheit, ihn zum Tee zu laden? O, nein — er wußte sich andere Privatvergnügen. Vielleicht daß ihm noch einmal, in irgendeiner Form, die er gewisse halbe Zentimeter unter die Nase gerieben werden sollte! Und er nahm sich einen größten und schönsten Blütenpapierbogen vor, zückte den Säbel schärfer zornig und schrieb ab.